


Nr. 53. Bromberg, den 5. März 1930.

# Alexander Huene.

Ein Erdöl-Roman von Georg Urbat.



(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Guten Tag, Fräulein Felicitas!" grüßte er mit unterwürfiger Freundlichkeit. Er fühlte, daß sie ganz Abwehr und Trotz war.

Mit einem Seitenblick musterte Felicitas ihren Begleiter und sah auf seinem Gesicht einen Zug der Trauer und Wehmut. Wieder wollte es in ihr aufwallen wie in warmer, mütterlicher Fürsorglichkeit. Mit heftigen Worten aber, als ob sie sich gegen dieses Gefühl wehren müßte, sagte sie: „Eine schöne Bagage seid ihr Perser. Zuerst hier mit uns schöntun und dann das Geschäft mit den Yankees machen . . ."

Er erwiderte müde lächelnd: „Ich bin nur ein geringes Werkzeug in der Hand anderer. Ich mußte den Weg gehen, den man mir wies."

Sie waren an der Kreuzung der Friedrichstraße angelangt. „Eine Tasse Kaffee trinken Sie mit mir, bitte?" bettelte er. Zögernd willigte sie ein.

Dann saßen sie hinter den großen Fenstern des Cafés. Felicitas plauderte, und als er Trotz und Abwehr in ihr schwinden fühlte, sagte er langsam, wie mit schwerer Überwindung: „Felicitas, würden Sie es vielleicht doch über sich gewinnen können, mit nach Persien zu kommen?"

Felicitas fuhr herum: „Haben Sie den Plan noch nicht aufgegeben, mich zu Ihrer Haremsdame zu machen?" fragte sie böse.

Mirza Ahmed lächelte wie in nachsichtiger Duldung: „Es würde sich weniger um mich handeln als um Baron Huene. Ich habe das Gefühl, daß Huene vor einer harten Wendung seines Geschickes steht . . ."

Felicitas wurde blaß, das Herz drohte ihr stillezustehen, und die Hände auf dem Schoß verkrampften sich. Was war das nun wieder mit Huene? Da war die schöne Frau, die ihn liebte und ihn doch hinterging. Da war das große Geschäft gewesen, auf das Huene eine Zukunft aufbauen wollte und das aus irgend einem Grunde zerschellte. Was drohte nun wieder dem geliebten Manne? „Was wissen Sie von einer solchen Wendung seines Geschickes?" fragte sie schroff.

Prüfend waren Mirza Ahmeds Augen ihrem erregten Mienenspiel gefolgt. Dann sagte er leise, in sanfter Überredung: „Ich fühle es nur. In solchen Dingen hat mich mein Gefühl selten betrogen. Das aber, was ich Huene anbieten würde, wäre, eine kleine Expedition nach Persien auszurüsten. Ich will auf meinen Besitzungen auch nach Öl bohren. Huene soll die Expedition führen. Und da er Sie als Mitarbeiterin besonders hoch schätzt, dachte ich, daß er es gern sehen würde, wenn iSe ihn auf der Expedition begleiten . . ."

Felicitas reichte ihre Hand zu ihm hinüber. „Natürlich würde ich das!" rief sie in ihrer raschen, entschlußstarken Art. „Aber Sie meinen es doch aufrichtig, Mirza Ahmed?"

Er ergriff ihre Hand. „Habe ich Sie jemals enttäuscht?" fragte er.

Und als ob sie Abbitte tun müßte, drückte sie fest seine Hand. Er aber schloß für einen Augenblick seine Augen und in rascher Vision sah er sein Haus in der fernen Heimat. Ein großes, von hohen Mauern umschlossenes Viereck. Einige kleine Fenster gingen zur staubigen Straße der persischen Stadt hinaus. Aber nach innen öffnete sich das Haus zu hohen, säulengetragenen Hallen und Höfen. Springbrunnen plätscherten in den Höfen. Und ein Garten schloß sich an, ein Garten mit Rosen über Rosen. Und drinnen huschte ein Schmetterling. Ein schöner fremder Schmetterling aus dem Norden. Und den Schmetterling wollte er hegen und pflegen. Liebhaben wollte er diesen — seinen blonden Schmetterling . . .

III.

In den stillen Kanälen Amsterdams spiegelt sich im Dunkel des frühen Abends das Licht der Laternen. Erloschen ist das Leben im Hafen, und abseits des Gewirrs von Dampfern, Barken und Schiffen aller Art, an einem ruhigen Kai liegt, durch das Dunkel schimmernd: „Maud", die große weiße Yacht John Hills.

In dem hellerleuchteten Gesellschaftsraum der Yacht sitzen drei Personen. John Hill konferiert. Am Nachmittag ist er mit seiner Yacht eingelaufen, hat seine Tochter an Bord genommen und nächsten Morgen will er weiter. Es ist ihm durchaus nicht angenehm, wenn seine Anwesenheit in Amsterdam rasch bekannt würde. Es wäre ihm auch nicht genehm, wenn man erfahren hätte, daß er mit van Hoeven konferiert. Sollte die Welt ruhig weiter raten, wem diese Bank, die van Hoeven leitet, eigentlich gehört.

In der Ecke eines Divans sitzt Maud Hill. Sie langweilt sich, und unwillig schaut sie auf die halblaut sprechenden beiden Männer. Dann aber folgen ihre Augen wieder den Bildern des Journals, das sie in Händen hält.

Da! — Die Worte ihres Vaters lassen sie aufhorchen. Mit heftiger Bewegung fliegt das Journal auf den Tisch.

„Und Berlin, van Hoeven? Was machen wir mit Berlin?"

„Die Vertretung in Berlin hat ihren Zweck als Ablenkung von den Verhandlungen erfüllt. Unser Herr Huene hat sich eigentlich recht geschickt erwiesen."

Huene — Huene! hallt es wie ein Echo in Maud Hill wieder. „Pä . . .!" ruft sie dann, „ist das der gleiche Herr Huene, von dem ich dir geschrieben habe?"

„Ja, mein Kind! Es ist der gleiche Herr Huene," erwidert John Hill.

Maud Hill schweigt, aber jeder Nerv ist in ihr gespannt.

Und wieder spricht van Hoeven in seiner ruhigen, geschäftsmäßigen Art: „Wenn nun unsere Vertretung in Berlin aufgelöst werden sollte, würde es sich vielleicht empfehlen, uns das Können und die Geschicklichkeit Huenes an anderer Stelle zu sichern . . .!"

Maud Hill steht bereits neben ihrem Vater. Mit festem Druck legt sie ihre Hand auf seine Schulter.

„Laß ihn gehen, Päpp!" sagt sie kurz und hart.

John Hill sieht auf. Die gleichen kühlen, grauen Augen von Vater und Tochter treffen einander in verständnisvollem Blick. Und ohne jemals seit ihrer Abreise von Newyork darüber gesprochen zu haben, steht in beider Erinnerung jene Szene an der Gabelung der Broadway und der Park Row in Newyork wieder auf, da sie die Herrschaft über ihren Rolls Royce verlor und ihren Vater, ohne ihn erkannt zu haben, überfahren hätte, wenn nicht Huene rettend eingegriffen hätte. John Hill weiß, daß er ohne die entschlossene Tat Huenes wohl kaum hier sitzen würde.

Ein verkniffenes Lächeln umspielt seinen faltigen Mund. Er wirft noch einen prüfenden Blick auf seine Tochter, und dann sagt er zu van Hoeven: „Schicken Sie ihm noch einen Scheck über seine letzten Dreimonatsbezüge als unsere besondere Erkenntlichkeit, und dann kann er gehen — am besten sofort!"

Mirza Ahmed war sehr erfreut, als ihm Alexander Huene gemeldet wurde. Im Arbeitszimmer saßen sie dann beisammen, und auf dem niedrigen Tisch zwischen ihnen dampfte der Tee neben persischem Zuckerwerk. Huene versuchte sogar, der Wasserpfeife Geschmack abzugewinnen. Nach längerem Schweigen begann Mirza Ahmed:

„Wie wäre es nun, Baron, mit einem kleinen Gegenzug in dem großen Kampf um die Ölfelder?! — So etwa Schach John Hill!"

„Gefährliche Gegner, Prinz! — Aber vielleicht erklären Sie es näher?"

„Schön! — Auf meinem persönlichen Besitz befinden sich seit undenklichen Zeiten offene Petroleumquellen. Man hat dort das Erdöl ganz primitiv in Ziegenhäute geschöpft und auf Kamelen nach Bagdad transportiert. Ich möchte nun das Feld wertvoller machen. Ich möchte bohren lassen. Und Sie, Baron, sollten die Bohrungen leiten!"

Huene verbeugte sich dankend: „Ich hätte wenig dagegen einzuwenden."

Mirza Ahmed fuhr fort: „Ich bin zwar vermögend, doch gehen Bohrungen, wie Sie wissen, stark ins Geld. Es würde mir daher lieb sein, wenn Sie sich vielleicht um deutsches Kapital bemühen würden. So etwa, daß wir die ganze Sache als deutsch-persische Petroleum-Gesellschaft aufziehen. Sie haben ja Verbindungen, mein lieber Baron..."

„Soll geschehen, Prinz! — Ich werde meine Bemühungen sofort aufnehmen."

„Dann", Mirza Ahmed sagte es so wie nebenher, „dann werden Sie geschulte Mitarbeiter brauchen. Fräulein Böse ist anscheinend auch frei, vielleicht könnte man sie zur Mitarbeit auffordern?"

Alexander Huene stutzte. „Die kleine Fee — das Kind nach Persien?!" entfuhr es ihm unwillkürlich. Prüfend schaute er zu Mirza Ahmed hinüber. Aber er sah nur, wie immer, ein sanftes, weiches Antlitz und dunkle, verschleierte Augen.

Alexander Huene hatte den „Dank vom Hause Hill", wie in Zukunft um sich zu haben, der sich still und klug in seine Arbeit eingefügt hatte. Und bei dem Gedanken an Felicitas fühlte er eine warme Zärtlichkeit in sich aufsteigen.

Alexander Huene hatte den Dank vom Hause Hill," wie er spöttisch seine Entlassung nannte, verhältnismäßig rasch verwunden. Das Anerbieten Mirza Ahmeds hatte seinem Leben einen neuen Sinn gegeben und ihm eine Aufgabe gezeigt, der er sich nun mit allen Kräften widmete.

Dank den guten persönlichen Beziehungen, die er sich in den letzten Monaten zu erwerben gewußt hatte, wurde es ihm nicht besonders schwer, zu den maßgebenden Persönlichkeiten der Berliner Finanzwelt Zutritt zu erhalten. Und so saß er eines Tages einem der großen Bankherren Berlins gegenüber und entwickelte ihm seine Gedanken, unterbreitete auch seine genau berechneten Vorkalkulationen. Mit ruhigen klugen Augen war jener seinen Ausführungen gefolgt. Aber es ward ihm bald klar, daß auf einen raschen Gewinn bei diesem Projekt nicht zu rechnen war, daß es also kein Geschäft für ihn und seine Bank bedeutete.

Er sagte: „Tja, mein lieber Baron! Vor allen Dingen Dank, daß Sie an uns gedacht haben. Ihr Vertrauen ehrt uns. Aber sehen Sie mal, um die Ölfelder katzbalgen sich schon so lange die Engländer und Amerikaner. Wenn wir uns da noch einschieben, werden wir die wenigen Haare lassen, die wir noch haben. Und dann: Sie wissen, Rücksichten müssen wir schon nehmen. Wir sind ein armes Land. Wir brauchen Newyork. Weshalb die Yankees verschnupfen? Nochmals Dank für Ihr Vertrauen!"

Die Unterredung war beendet —

Nicht viel glücklicher war Alexander Huene an anderen Stellen, wo er sein Projekt vortrug. Aber es berührte ihn eigentümlich, daß Mirza Ahmed über seine Mißerfolge keineswegs enttäuscht war, sondern nur sein weiches Lächeln zeigte und sagte: „Ihr Deutschen habt Furcht zu atmen. Ich kann es verstehen. Eure Wunden sind noch tief, eure Leiden schwer. Bei jedem Atemzug schmerzen sie . . ."

„Wir werden versuchen, das Projekt allein durchzuführen, Huene," sagte er dann. „Wieviel Geld brauchen Sie für die ersten Versuche?"

Nach langen, genauen Berechnungen nannte Huene eine Summe. Sie war nicht gering. Mirza Ahmed stellte sie ihm zur Verfügung.

Von den Fenstern seiner Wohnung sah er dann Huene nach, wie dieser schnell und elastisch zur Untergrundbahn hinüberging. Er beneidete den raschen Mann da unten — vielleicht haßte er ihn sogar? Er neidet ihm seine Spannkraft, mit der er sich immer wieder aufrichtete. Er neidete ihm die geheime Liebe des Mädchens, die jener besaß, ohne um sie zu werben, ohne vielleicht es überhaupt zu wissen. Und doch brauchte er den Mann; denn ohne ihn kam das Mädchen nicht hinunter in seine Heimat und ohne ihren Anblick glaubte er nicht mehr leben zu können.

Mirza Ahmed schloß die Augen, lehnte an das kühle Fenster seinen Kopf, als wenn er schmerze. Wilde Gedanken von Gewaltsamkeit, von Raub und Entführung. Doch er senkte den Kopf, als ob er sich solcher Gedanken schäme.

*

In einem der beiden Zimmer, welche die verwitwete Frau Sanitätsrat Böse für sich und ihre Tochter zurückbehalten hatte, in einem nicht mehr ganz jungen Plüschsessel saß die Mutter — „Muhchen", wie ihre Tochter sie meist nannte. Ihr feines, gütiges Frauenantlitz, dem man sofort gut sein wußte, schaute etwas bekümmert auf die andere Seite des gedeckten Kaffeetisches hinüber, als wenn sie Hilfe suchen müsse.

Denn dort saß Dr. Bendig, der alte Freund und Rechtsbeistand des verstorbenen Onkels. Ihn hatte sie für heute alarmiert, damit er sich den „Prinzen aus dem Morgenlande" ansehen sollte und auch den Baron Huene, den jungen Chef von Felicitas, die beide zum Kaffee erwartet wurden. Immer noch hoffte sie auf eine gute Wendung des Geschicks, das ihre Tochter davor bewahren würde, jene Stellung und die weite Reise anzutreten.

„Was macht unser Prozeß, Onkel Bendig?" rief es von dem großen Spiegel zwischen den beiden Fenstern her.

„Die Gesetzgebung scheint uns jetzt wohlzuwollen — es steht nicht ungünstig", antwortete Dr. Bendig.

Vor dem großen hohen Spiegel stand eigentlich ein Junge in kurzen, leicht geschweiften Breeches, in eleganten Ledergamaschen und einer derben Bluse aus braungrauem Stoff. Ein wenig cowboyartig das Ganze. Doch der leichte, weiche Schwung der Hüften und die zarte Wölbung der Bluse verrieten schon, daß dieser Junge ein Mädchen war.

„Dein Haar, dein schönes Haar!" seufzte die Mutter.

Niemals hätte Felicitas zugegeben, daß auch sie ihrem Haar nachtrauerte. Und so sagte sie rasch: „Es ist ja nur des vielen „Freiwildes" wegen da unten, Muhchen!" Und dabei fuhr sie mit zwei Fingern, eine Grimasse schneidend, in die wohlgescheitelte, knappe Knabenfrisur, und zwei Fingernägel knackten, als hätten sie schon „Freiwild" erwischt . . .

Es klingelte. Die Stimmen Huenes und Mirza Ahmeds wurden laut. Felicitas huschte in das gemeinsame Schlafzimmer, um sich wieder umzuziehen. Was sie eben anprobiert hatte, gehörte zu der großen Ausrüstung, die sie für die weite Reise und das Klima da unten angeschafft und wofür Huene ihr eine angemessene Summe angewiesen hatte.

**(Fortsetzung folgt)**

# Der Parasit.

**Skizze von Georg Eschenbach.**

Herta Mende saß am Fenster und starrte in den Abend hinaus. Die Gaslampen auf der Straße brannten trübe mit flackernder Flamme.

Aus der Wohnung unter Herta Mende klang Musik gedämpft in die Stille ihrer Stube hinein. Dort unten feierten sie Hochzeit, dort tanzte der Mann, den sie liebte, mit der Glücklicheren, mit ihrer Freundin. Freundin? Nein, eine gute Bekannte nur, denn eine Freundin mußte anders geartet sein als dieses verwöhnte einzige Kind, dem jeder Wunsch erfüllt worden war, das sich zum Tyrannen seiner Eltern entwickelt hatte. Annas Vater verdiente gut. Sicher, die dort unten konten leben. Vielleicht wären sie auch in der Lage gewesen, für ihre alten Tage etwas zurückzulegen. Doch daran dachten die Eltern ja nicht. Sie hatten liebgewordene Gewohnheiten aufgegeben, sich den einen oder anderen unschuldigen kleinen Luxus versagen müssen, nur weil sie ihr Kind immer zufrieden sehen und es vor der Berührung mit der rauhen Wirklichkeit bewahren wollten. Was wußte Anna vom Geld und wie schwer es verdient wurde? Wer hätte je daran gedacht, von ihr zu verlangen, daß sie arbeitete, einen Beruf erlernte? Der Vater hatte einmal davon gesprochen. Anna erzählte es der Freundin damals selbst: „Weißt du, was Mutter gesagt hat: „Ach, laß sie doch ihre Jugend genießen. Wozu eine Berufsausbildung? Sie wird ja doch heiraten!““

Sie wird ja doch heiraten. Nun war sie so weit. Ihre leichte, unbesorgte Art, die keine Hindernisse kannte, ihre Lebhaftigkeit und Ungezwungenheit hatten den Mann gewonnen, nach dem sie sich — vielleicht ohne es selbst zu wissen — sicher nur deshalb sehnte, weil er sich anfänglich nicht ihr, sondern der bescheidenen Bekannten zuwandte. Was fragte sie danach, ob er im Wesen auch zu ihr paßte, ob sie der anderen das Lebensglück stahl? Sie dachte sich kaum etwas dabei, ein Kind nur, das um seines Vergnügens willen keine Rücksicht kannte.

Herta Mende hatte die Dinge kommen sehen. Zuweilen nahm sie sich vor, den Mann zu warnen: „Lassen Sie von ihr! Sie können mit ihr nicht glücklich werden.“ Doch sie schwieg. Durfte sie sich denn zwischen die beiden drängen, sie, die doch selbst Partei war? Man hätte ihr vorgeworfen: „Du willst ihn ja nur zu dir hinüber ziehen!“ Sie wollte auch weiter schweigen, jetzt, da es doch zu spät war, um noch zu sprechen.

Die Nacht kroch draußen an den Fenstern hoch, und Herta Mende fürchtete sich vor der Einsamkeit. — —

Ein Jahr verging. Herta Mende fragte nicht nach der Freundin. Sie wollte sie nicht sehen, um nicht an die Vergangenheit denken zu müssen. Sie hoffte um seinetwillen, beide möchten glücklich geworden sein, und doch glaubte sie nicht daran. Wenn sie Annas Mutter auf der Treppe traf, so konnte sie einer kurzen Unterhaltung nicht ausweichen. Die Höflichkeit zwang sie zu fragen: „Wie geht es Anna und ihrem Manne?“ Und stets erhielt sie die gleiche Antwort, die ahnungsloser Mutterstolz diktierte: „Gut. Er ist so glücklich mit ihr. Sie verdient es ja auch nicht anders!“ Doch Herta ahnte, die Mutter sagte die Unwahrheit, ohne es zu wissen.

Dann trat ein, was sie immer erwartet, immer gefürchtet und worauf doch der versteckte Groll in ihr, den sie stets zu überwinden suchte, gehofft hatte. Er fand den Weg zu ihr. Er stand vor ihrer Tür, als sie auf das Schellen hin öffnete. Die Verlegenheit schlug ihm rot ins Gesicht. Sie wollte ihn höflich an der Tür abfertigen. Doch sein bittender Blick zwang sie, ihn eintreten zu lassen. Dann saß er ihr gegenüber und sprach. Sie wußte, was kommen mußte, und suchte doch noch sein Geständnis zu verhindern. Er übersah ihre Abwehr und sprach, weil er sich einem Menschen anvertrauen mußte: „Meine Ehe ist ein Irrtum gewesen. Ich habe mich in eine Puppe verliebt, mich von ihr blenden lassen und muß nun fühlen, daß nichts in ihr widerklingt. Sie schmiegt sich an mich wie eine Katze, die gestreichelt werden will. Sie scheint mich zu lieben, wenn ich ihr jeden Willen tue, und sie sieht mich verständnislos, fast entsetzt an, wenn ich ihre Wünsche, die meine Mittel übersteigen, nicht erfüllen kann. Sie versteht nicht, daß meine Frau nicht nur das umschmeichelte, umhegte Schoßkind sein darf, sondern auch Hausfrau sein muß. Sie glaubt ihre Pflicht — falls sie überhaupt einen Begriff von Pflicht besitzt — erfüllt zu haben, wenn sie mir morgens beim Abschied verschlafen aus dem Kissen zulächelt. Ihr scheint es unfaßbar zu sein, daß ich vor dem Dienst mit ihr zusammen am Frühstückstisch sitzen, meine Tasse von ihr eingeschenkt haben möchte. Sie hält es für ganz selbstverständlich, daß ich nur dazu da bin, um ihr ein Leben voll Bequemlichkeit und Vergnügen, ohne Arbeit und ohne Sorge zu ermöglichen. Sie lebt nur um ihrer selbst willen, ein Wesen ohne Daseinsberechtigung, ein Parasit an der menschlichen Gesellschaft.“ Er schwieg unvermittelt, wie erschrocken vor seinen eigenen harten Ausdrücken.

Herta Mende sah, daß ein Wort von ihr genügte, um ihn mit der anderen brechen zu lassen, um seine Ehe zu zerreißen, die doch keine Ehe mehr schien. Er wartete auf dieses eine Wort, das ihr schon auf der Zunge lag. Und doch konnte sie es nicht aussprechen. Sie hatte für immer einen Strich gezogen zwischen ihm und ihr. Eine innere Stimme schrie ihr zu: „Wische diesen Strich doch fort!“ Doch eine andere übertönte die Lockung: „Du darfst dich nicht in die Ehe der anderen mischen, ihr nicht hinter dem Rücken den Mann nehmen!“ Und dann kam er ihr etwas erbärmlich vor in seiner Ratlosigkeit, die ihn zu ihr getrieben hatte.

Der Mann vor ihr wartete noch immer auf ihre Antwort, auf das eine Wort, von dem er glaubte, es müsse nach seinem Geständnis so leicht fallen. Herta Mende schwieg. Da sagte er: „Hätte das Schicksal doch uns beide zusammen gegeben! Ich wäre glücklicher geworden.“

Herta Mende sah seine Hand, die er ein wenig zögernd vorschob, als erwarte er, daß sie ergriffen würde. Das Mädchen wußte nun, was es antworten mußte, um dieser Lockung für immer zu entfliehen. Es stand langsam auf und sagte: „Sie irren sich. Sie wären nicht glücklicher geworden, denn ich hätte Sie nie lieben können!“ Herta Mende glaubte, die Lüge müsse ihr vom Gesicht abzulesen sein. Doch er hielt ihr Rotwerden für Entrüstung, Verachtung gegenüber seiner Schwachheit, die ihm jetzt zum Bewußtsein kam. Er verabschiedete sich mit verlegener Eile.

Das Mädchen stand am Fenster und sah den Mann die Straße hinuntergehen. Sein Rücken schien gebeugt. Seine Schritte waren müde. Da hielt Herta Mende ihr Tuch vor den Mund, um nicht schreien zu müssen: „Komm zurück zu mir!“

---

# Fritz Reuter geht über die Weichsel nach Graudenz.

So kamen wi denn nah twei Dag' un twei Nacht gegen Graudenz 'ranne, äwer tüschen uns un unse nige Festung gung ein groten Strom, un de höll nich un brök nich un was up de beiden Siden all updäut, blot in de Midd stun dat Is noch; dor süllen wi 'räwer. — „Vatter Res“, säd ik, „in de Gefohr gew ich mi n i ch; de preußsche Staat kann von mi as Utlänner n i ch verlangen, dat ik en groten Heldenmand upwen'n, blot üm en por Dag' ihre wedder up ein' von sine Festungen tau kamen; mit den Kapteihn is dat anners, hei is en Landskind, un heil will jo abslut ok 'räwer. Ik will Sei en Vörslag maken, gahn Sei mit den Kapteihn äwer dat Is, ik will mit Prützen hir up dese Sid in den Gosthof so lang liggen bliwen, bet dat Water fri is.“

So uneben was min Vörslag grad' nich, un Prütz hadd ok Lust dortau, un wer weit, wat ik dormit nich dörchkamen wir, hadd ik mi Vatter Resen für den Gosthof wählt; denn hei stunn dor un kratzte sik den Kopp un säd, slimm wir 't, un hei hadd ok von lütt up en groten Grugel vört't Water hatt, äwer wat sin müßt, müßt sin, un 'räwer müßt wi. Und so hülp dat denn nich; as sei all gegen mir wiren, müßt ik mit un müßt min jung' Lewen wagen, as en Stint, un de Fohrt gung los.

Des Morgens gegen Klock achten würden wi mit de beiden Schandoren un uns' Saken in 'ne Boot laden, und söß Schappelzen, in de söß Pollacken seten, flötterten uns dörch dat frie Water, wat 'ne viertel Mil lang de Wischen äwerswemmt hadd, bet an dat Is 'ranne. Dor müßt wi utstigen, de beiden Schandoren nemen ehr Gewehr

in den Arm, de Kapteihn namm dat Vagelburken, un ik uns' Pipengedriw, un so gung 't ümmer bet an de Enkel in't Water 'räwer äwer dat Is, un von baben suchte uns uns' Herrgott mit en sachten Fisselregen an; de söß Schappelzen gungen in de Folg' und trekten uns' Saken up en Sleden nah. — De Uptog was nich slicht, äwer dor fehlte kein Timmermannshor an, denn wir de ganze Uptog mit Schandoren und Vagelburken un all de schönen Pipen för ümmer fläuten gahn, un nicks wir äwrig blewen, wat dorvon Nachricht gewen kunn, as möglichewis' de söß Schappelzen.

Wie müggten woll dreiviertel 'räwer sin, as up Jensid en Raupen würd un en Winken mit Däuker un Dinger, un as wi uns doräwer verstutzen deden, dunn segen wi denn ok, dat wi up den besten Weg wiren, in dat blanke Water rinne tau lopen; denn wer Deuwel kann dor nipp seihn, wenn einer dörch fauthoges Water waden möt, un de Regen einen in't Gesicht sleiht. Vater Nes' kommandierte denn ok glik: „Kehrt!" un nah 'ne Will kemen wi denn ok mit nauer Not tüschen de velen Löcker dörch, de sik de Strom all dörch dat Is freten hadd, bet an en Flag, wo sei Bred' leggt hadden, un von dor up 'ne Ort Lopplank', de bet an't Reuwer upricht't was.

Dormit was denn nu dese ekliche Geschicht verwunnen, äwer nu süll ein' kamen, de was noch en ganz Deil eklichter, un dat was en pohlsches Wirtshus.

Wi müßten in dat Fährhus 'rinne. Dor hadd nu de ganze Nacht de Tranlamp brennt, un in den dicken Dunst streden sik nu Hiring, ollen Kes' un Fuselbramwin, wer am düllsten stinken wull; widdwarts von de Stuw stunn en Aben, mit gräune Kacheln, so grot as bi uns en Backaben, üm em 'rümmer lep 'ne Bänk, dor legen drei Bootsknecht up un slepen as de Rotten, un baben up den Aben legen säben Schappelzen tau'm Drögen.

As wi de Dör upmakten stunn uns de Aten stell, un wi zupsten beid' taurügg; äwer Vatter Nesen sin Näs' was all in de verschiedentlichen Wachstuwen up so wat inäuwt, hei meinte, wenn 't ok grad' nich nach Mäsch rüken ded, denn wir 't doch warm, un 't wir ok dröger as buten in'n Regen. Dat hülp also nich, wi müßten dor mit herin un süllen dor nu so lang sitten, bet Prütz en Wagen besorgt hadd. — Dat wohrte äwer nich lang, dunn kihrte sik bi mi in'n Liw allens üm un dümm, ik müßt herute, un de Kapteihn kamm mi nah, un ok de oll Herr müßt uns folgen. Aewer, wir dat nu, dat hei sik tau gaude Letzt noch en beten in de Bost smiten wull, oder frür em würklich so, kortüm, hei verlangte von uns, wi süllen uns wedder, stats mit frische Luft, mit Kes' un Hiring und Tran begnäugen. Taulezt un taulezt, nah velen Prekademen gaww hei nah, dat wi up de Del' bestahn blewen, bet Prütz kamm.

Na, de kamm jo nu denn ok, wi set'ten uns up den Wagen un führten up de Festung.

(Aus Fritz Reuter, Olle Kamellen II, Ut mine Festungstid, Kap. 13.)

---

## Emmerich baut Lautsprecher.

Emmerich Vas war Elektrotechniker. Allerdings einer ohne Arbeit. In der Muße seiner unfreiwilligen Freizeit kam er auf allerlei schnurrige Ideen.

Eines Tages hörte der Herr X., daß ein gewisser Emmerich Vas, seines Zeichens Ingenieur, eine große Erfindung auf dem Gebiet des Radiowesens gemacht habe. Er habe einen Lautsprecher gebaut. Herr X. erzählte es dem Herrn Y., und der Herr Y. berichtete es brühwarm dem Herrn Z. Und eines Tages schrieb sogar eine Fachzeitschrift ausführlich über die neue Erfindung. Am Schluß dieses Artikels kam das Bedauern zum Ausdruck, daß dem Erfinder zur Verwertung seiner Erfindung die Mittel fehlten.

Wenige Wochen später gründete der Elektrotechniker a. D. und jetzige „Chefingenieur" Emmerich Vas eine Aktiengesellschaft. Denn jener Artikel in der Fachzeitschrift hatte seine Wirkung getan, und dem mittellosen Erfinder waren zur Auswertung seiner Idee beträchtliche Summen zur Verfügung gestellt worden.

Mit Hilfe des Aktienkapitals lebte Emmerich nun herrlich und in Freuden. Allerdings nur ein Vierteljahr lang. Als nämlich auch nach dieser Zeit kein einziger Lautsprecher aus den Werkstätten hervorgegangen war, da kam das dicke Ende nach. Und weitere acht Tage später saß der Chefingenieur a. D. Emmerich Vas im Gefängnis. Hier legte er ein umfassendes Geständnis ab. Er habe die ganze Geschichte von seiner angeblichen Erfindung nur erzählt, um sich Geld zu verschaffen. In Wirklichkeit habe er von Radiotechnik keine Ahnung und besonders von einem Lautsprecher verstehe er genau so viel wie eine Kuh.

Gerichtsverhandlung. Zeugen und ein überfüllter Zuschauerraum. Und nun kommt das Wunder: Mit wichtiger Miene und bedächtigem Schritt tritt der Sachverständige vor. Er schließt mit den Worten: „Der Lautsprecher, den der Angeklagte konstruiert hat, ist zweifellos sehr gut. Wenn er sich bisher nicht bewährt hat, kann das nur an einem Fabrikationsfehler liegen."

Tableau!

Das Gericht erkannte, nachdem es sich von seinem Staunen erholt hatte, dem Pseudo-Erfinder, der nun doch, ohne es zu wissen, ein Erfinder war, mildernde Umstände zu. Und die Geldgeber sollen sich jetzt auch entschlossen haben, dem braven Emmerich weitere Geldmittel zur Herstellung des Lautsprechers vorzustrecken.

---

# Bunte Chronik.

* **Shaw als Orchestermitglied und Aushilfsregisseur.** Vor wenigen Tagen gingen im „Old Vic", dem Londoner Theater Shakespeares, zwei ältere Bühnenwerke Shaws, „The Dark Lady" und „Androcks" neu einstudiert in Szene. Shaw hat aus diesem Anlaß ein Schreiben an die Direktion des „Old Vic" gerichtet, in dem er daran erinnert, daß er in diesem Theater vor fünfzig Jahren debütiert hat — nicht als Bühnendichter, sondern als . . . Orchestermitglied und Aushilfs-Regisseur. „Gegen Ende der siebziger Jahre", schreibt er, „habe ich in diesem Hause mein Debüt gemacht und mich gleichzeitig verabschiedet als das, was die Italiener den „Maestro im Orchester" nennen. Das Orchester im „Old Vic" war damals noch dünn besetzt, und ich übernahm es, auf einem Klavier die Lücken auszufüllen. Dirigent war ein gewisser Signor Samuelli, und zur Aufführung gelangten einzelne Akte aus „Faust" und „Troubadour"; gespielt wurde — es war eine volkstümliche Vorstellung — „zur Hebung der Massen" („for the improvement of the masses"). Ich schmeichle mir, daß der Amboß-Chor (der Zigeuner-Chor) selten, wenn überhaupt je temperamentvoller herauskam als bei dieser Gelegenheit; und wenn die Massen nicht gehoben wurden, so lag es wahrscheinlich nicht an mir. Als Regisseur hatte ich einmal im „Miserere" (im „Troubador") die Glocke hinter der Szene ertönen zu lassen. Ich machte die Sache so miserabel, daß die Primadonna mir zornig gebot, aufzuhören, da sonst sie aufhören würde. Aber wie konnte ich besseres leisten, da mir nur ein Stück Gasrohr als Glocke, und ein alter Feuerhaken, mit dem ich auf das Gasrohr losschlug, zur Verfügung standen? Dagegen muß ich sagen, daß das rote Feuer, mit dem ich die Hinrichtung des Helden markierte, donnernden Beifall hervorrief. Warum, weiß ich nicht."

* **Bernhard Shaw geht über die Straße.** „Automobilisten und Kraftfahrer! Hütet euch vor einem weißhaarigen, weißbärtigen Herrn, der über die Straßen geht, ohne aufzupassen!" Diesen Aufruf veröffentlicht ein Sonntagsblatt und knüpft an ein Erlebnis an, das kürzlich eine Kraftwagenführerin zu Hampstead hatte. Es war an einer Straßenkreuzung, die sie noch glücklich und leicht zu überwinden hoffte, bevor ein herankommender Herr sie überschritten hätte. Aber plötzlich sprang der Verkehrsschutzmann mit drohend erhobenem Arm hervor und zwang sie zum Halten, worauf der Polizist den Herrn feierlich über die Straße begleitete. „Was ist denn los?" fragte die Dame den Schutzmann, als er zurückkehrte. „Wer ist denn der alte Bursche?" Der Polizist kratzte sich hinterm Ohr: „Was, den kennen Sie nicht? Wir haben Befehl, den ganzen Verkehr in London zu stoppen, wenn Herr Bernhard Shaw die Straße zu überqueren wünscht." So ehrt England seine Dichter!

---

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.